

HILDE ARTMEIER

STILLE DONAU

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Val Thoermer/stock.adobe.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0763-4

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Für Hans-Peter, Brigitte und Sonja

Alles begann mit Benedettas Leidenschaft für Regensburgs Gotteshäuser. Im Alten Rathaus war die junge Römerin schon gewesen, bei der jahrtausendealten Porta Praetoria und auf der Steinernen Brücke sowieso. Und nun also die Kirchen.

»Vor einer halben Stunde hätte sie mich ablösen sollen, vor einer halben Stunde!«, rief Mona mir empört ins Ohr. »Diese Kuh, ständig treibt sie sich nur herum, also echt, ich hab so was von die Nase voll!«

Die stellvertretende Geschäftsführerin meiner Boutique hatte mich angerufen und sich mit jedem Wort noch mehr in Rage geredet. Ich hatte bisher keine Möglichkeit gefunden, ihrem Redeschwall Einhalt zu gebieten. Nun schnaubte sie wie die Dampflokomotive des Fränkischen Museums-Eisenbahnvereins, und ich nutzte die Gelegenheit.

»Mona, ich bin gerade mitten in einem geschäftlichen Termin, ich kann jetzt nicht ...«

»Ich bringe sie um«, unterbrach sie mich wütend. »Ehrlich, Anna, dieses Mal bringe ich sie um.«

Sie hatte so laut gesprochen, dass das betagte Paar mir gegenüber, immerhin meine neuen Auftraggeber, vermutlich jedes Wort aus meinem Mobiltelefon verstanden hatte. Ich lächelte den beiden beruhigend zu. Ihre alarmierten Blicke waren mir nicht entgangen.

»Dabei sollte ich längst im Amtsgericht sein.« Mona verlegte sich nun aufs Jammern, wurde dabei aber keine Spur leiser. »Du weißt doch, ich muss zum Anwalt. Was mache ich jetzt bloß?«

»*Non c'è problema*«, entgegnete ich in meiner ersten Muttersprache und strahlte das trotz ihres Alters rüstige Architektenpaar mit unverändert gelöster Miene an. »Kein Problem, wir besprechen das gleich persönlich. In einer Viertelstunde?«

»Du bist die Beste.« Ein Stoßseufzer. »Die nächsten hundert Jahre kannst du mich als Babysitter einplanen, Anna-Schätzchen«, fügte Mona hinzu, jetzt wieder in ihrem üblichen frechfröhlichen Tonfall. »Bis gleich im Laden, okay?«

Betont entspannt steckte ich das Smartphone in meine Handtasche aus regenbogenbuntem Patchwork, entschuldigte mich für die Störung und warf einen Blick auf das vor mir liegende Notizbuch. Alles Wesentliche hatte ich notiert, auch das Honorar für den neuen Auftrag war geklärt. Es war, man konnte es nicht anders nennen, geradezu fürstlich.

»Gut, dann bräuchte ich nur noch die Fotos der drei Gemälde, die ich für Sie ausfindig machen soll.« Ich schlug ein Bein übers andere. »Bis Mitte, spätestens Ende nächster Woche sollte die Angelegenheit erledigt sein.«

Und ich unterwegs in die Toskana, um dort gemeinsam mit meinem Lebensgefährten Maximilian und meinem Sohn Vincenzo unseren alljährlichen Sommerurlaub bei meinen Verwandten zu verbringen. Diese zusätzliche Motivation, den neuen Auftrag so bald schon abzuschließen, würde ich meinen Klienten jedoch selbstverständlich nicht auf die Nase binden.

»Das klingt ja vielversprechend«, sagte Julius Kalterer mit seiner sonoren Altmännerstimme. »So können wir also doch noch unbesorgt an die Nordsee fahren, wie wunderbar. Sylt ist die beste Gegend zum Entschleunigen, wie man heutzutage so schön sagt.«

Er legte seiner Frau, die neben ihm saß, die Rechte auf ihre im Schoß flatternden Hände. Dann ergriff er seine Pfeife, die im Aschenbecher auf dem Schellack Tischchen zwischen uns lag, ließ das goldene Feuerzeug ein paarmal klicken, nahm einen tiefen Zug und blies einen Rauchkringel in die klimatisierte Luft.

»Die Fotos kriegen Sie per Mail, gleich im Anschluss.« Er sah dem nach Bergamotte duftenden, kreisförmigen Gebilde nach. »Und auch alle sonstigen Eckdaten.«

Zu Beginn unseres Termins hatte der nahezu Achtzigjäh-

rige mit jugendlich flamingoroter Hornbrille mir erklärt, das Zimmer, in dem unsere Besprechung stattfand, sei das einzige in der ganzen Wohnung, in dem er rauchen dürfe. Bei den Drucken und Bildern, die die Sitzecke mit den gediegenen Ledersesseln auf drei Seiten schmückten, handelte es sich um die »robusteren Exemplare« der Kalterer'schen Sammlung. Ich war keine Kunstexpertin, schätzte aber den Wert jedes der hier ausgestellten Werke im drei- bis vierstelligen Bereich ein.

»Und bitte, achten Sie auf äußerste Diskretion«, schärfte er mir nun schon zum dritten Mal ein, als ich auch das Notizbuch in der Tasche verstaute. »Wenn sich herumspricht, dass wir eine Privatdetektivin engagiert haben ... Nein, das würde nur für unnötige Aufregung sorgen. Wir können uns doch auf Sie verlassen, Frau di Santosa?«

Seine Ehefrau nickte zustimmend, ihre Finger kamen endlich zur Ruhe. Rosina Kalterer war ein zartes Persönchen jenseits der siebzig im leicht angestaubten Chanel-Kostüm. Mit ihren Silberlöckchen, dem herzenswarmen Lächeln und den blitzwachen Augen inmitten der vielen Fältchen erinnerte sie mich an Nonna Emilia, meine geliebte italienische Großmutter.

Erneut versicherte ich, dass Diskretion für mich das höchste Gebot sei, was nicht gelogen war, und leerte ohne Eile meine Teetasse aus feinstem chinesischem Porzellan. Die kleine Anekdote des Hausherrn, wie er das wertvollste Stück der Sammlung, immerhin ein echter Pieter Brueghel der Jüngere, einem Formel-1-Rennfahrer aus Argentinien vor der Nase weggeschnappt hatte, bei einer Auktion in New York, quittierte ich mit interessiertem Lächeln.

Auch in der Diele, wo wir ausgiebig Hände schüttelten, ließ ich mir meine zunehmende Unrast nicht anmerken. Der Kunde war schließlich immer der König.

Kaum aber hatte ich die Tür der luxuriösen Loftwohnung mit direktem Blick auf die Donau hinter mir zugezogen, verschwand die gute Laune aus meinem Gesicht. Es war nicht

das erste Mal, dass ich für Benedetta Castiglione einspringen musste, die neue Praktikantin in meiner Modeboutique mitten in der Altstadt und nicht weit von hier. Doch es war das erste Mal, dass ich ihretwegen einen wichtigen Kundentermin so zügig beendet hatte.

Ich lief die Treppe hinunter, knallte die Haustür hinter mir zu, sauste über den Donaumarkt, vorbei am erst vor Kurzem errichteten Museum Bayerischer Geschichte. Auf dem alten Kornmarkt zwängte ich mich zwischen rucksackbewehrten Schulkindern hindurch, die aus der Niedermünster-Schule strömten. Wie immer, wenn ich nicht so konnte, wie ich wollte, murmelte ich verhalten italienische Flüche vor mich hin.

An der Ostseite des Doms überholte ich im Laufschrift dahinschlendernde Touristen, die heute, an einem hochsommerlich heißen Freitag Ende Juli, die Innenstadt in Scharen bevölkerten. Auf den Stufen, die zum Südportal hinaufführten, saß noch mehr junges Volk und hielt unter den Augen der Wasserspeier und steinernen Fabelwesen auf Pfeilern und Balustraden die Gesichter in die Mittagssonne.

Ein Mann rempelte mich so heftig an, dass ich fast gestolpert wäre.

»He, passen Sie doch auf!«, rief er wutentbrannt, anstatt sich bei mir zu entschuldigen, und sah jemandem nach, der rannte wie der Teufel. Ein schmaler Rücken, ein schwarzer Pferdeschwanz, der unter einem froschgrünen Käppi auf- und niederhüpfte.

War das etwa Benedetta?

Ich kniff die Augen zusammen. Aber schon war die kleine, flinke Gestalt inmitten einer Touristengruppe verschwunden. Der Mann, der mich angerempelt hatte, war weitergegangen. Auch ich setzte meinen Weg fort, kam aber wieder kaum vom Fleck.

Die Frau mit Pferdeschwanz und Käppi musste von der schmalen Seitentür gekommen sein, die ins Dominnere führte. Davor saßen ein Pärchen und drei, vier Schulkinder, die sich

über ihre Handys beugten. Zwei weitere steckten die Köpfe über einem Stickeralbum zusammen, ein Anblick, der mich rührte, musste ich dabei doch an meine eigene Kindheit denken, als man noch Sticker in Alben geklebt hatte.

Ein Schrei riss mich aus meinen Gedanken.

Nein, ein Brüllen aus tiefster Kehle.

Ich wandte den Kopf, sah eine Frau durch die Tür hinter den Kindern stürzen. Sie warf beide Hände nach oben, das Gesicht puterrot, die Augen voller Entsetzen. So plötzlich wie ein Luftballon, in den eine Nadel gestochen hatte, fiel sie in sich zusammen.

Die Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe hoben den Blick, erschrocken oder gleichgültig. Doch niemand rührte auch nur einen Finger. Ich steuerte auf die reglos daliegende Frau zu. Auch wenn ich es noch so eilig hatte – als gebürtige Italienerin war ich dazu erzogen worden, immer und überall jedem zu helfen, der in Not geraten war.

Schon war ich bei ihr, schüttelte sie. Ihr Rucksack war zur Seite gerutscht und hatte ihren Sturz gebremst.

»Können Sie mich hören?«, fragte ich.

Ihr Gesicht war nun kalkweiß, das fransige Haar klebte ihr an der Stirn. Sie reagierte nicht. Wieder rüttelte ich sie an den Schultern, dieses Mal heftiger.

Sie riss die Augen auf, starrte mich an.

»Mein Gott«, keuchte sie, »der Mann da ... Der ist tot, der muss tot sein, das viele Blut, mein Gott, ich ...«

Ein zweites Mal schrie sie, rau und verzweifelt.

Ich sah auf den ersten Blick, dass ich nichts mehr für den an einem Vorsprung lehrenden Mann tun konnte. Einer alten Gewohnheit als ehemalige Polizistin folgend, beugte ich mich dennoch über ihn und fühlte seinen Puls. Nichts, natürlich. Sein Körper, registrierte ich, war noch warm.

Ich richtete mich auf, trat vorsichtig zurück, um keine Spuren zu verwischen, scannte in Sekundenschnelle die Umgebung ab. Schon in diesem Augenblick war mir klar, dass es sich hier um einen Tatort und nicht um einen bloßen Fundort handelte.

Der Tote saß mit dem Rücken zur Wand auf einer Steinbank am Ostende des südlichen Seitenschiffs, augenscheinlich von einem einzigen Schuss in die rechte Schläfe niedergestreckt. Mit dem Kopf und der linken Schulter lehnte er an dem Vorsprung, seine Augen blickten starr ins Nirgendwo, auf der linken Seite waren Hals, Schulter, Brust und Arm blutüberströmt.

Mir wurde flau im Magen. Dennoch nahm ich, wieder ganz automatisch, jedes Detail in mich auf. Die Eintrittsstelle des Projektils war kreisrund, mit einem Durchmesser von höchstens einem Zentimeter. Die Austrittsstelle musste umso größer sein und sich am Hinterkopf über dem linken Ohr befinden. Der Mörder hatte vermutlich direkt neben seinem Opfer gestanden.

Ich schätzte den Ermordeten auf Anfang dreißig. Die Hautfarbe verriet, dass er sich vor seinem plötzlichen Tod selten an der frischen Luft aufgehalten hatte. Das aschblonde Haar trug er kurz. Bekleidet war er mit orangefarbenen Jeans, einem T-Shirt und Sneakers einer gängigen Sportmarke. Keine Tasche, kein Rucksack, also offenbar kein Tourist. Oder sein Mörder hatte alles, was er nicht direkt am Leib trug, mitgenommen.

Ich trat noch weiter zurück und sah mich um. Ich stand in

der Sailer-Kapelle, dem Aufbewahrungsort des Allerheiligsten. Trotz der Nähe zum Hochaltar, der links neben der Kapelle lag, verirrten sich nur wenige Besucher in diesen für das stille Gebet reservierten Bereich. Ein Gitter trennte ihn vom südlichen Seitenschiff. Zudem war der eigentliche Tatort durch den Vorsprung vor Blicken verborgen, was erklärte, dass bis auf die Frau, die vor dem Seiteneingang zusammengebrochen war, noch niemand die Leiche bemerkt hatte.

Um mich dröhnte Orgelmusik, machtvoll, düster und so laut, dass ich kaum etwas von den Schritten und dem Gemurmel der vielen Besucher hörte, die durch die gewaltige Kathedrale wanderten. Manche fotografierten auch oder saßen stumm in den Bänken. Im Gegensatz zur durch Lichtstrahler einigermaßen gut ausgeleuchteten Kapelle befand sich das restliche Bauwerk in dämmriger Dunkelheit. Das Sonnenlicht drang nur schwach durch die bunt bemalten, haushohen und uralten Fenster, da und dort flackerte Kerzenschein.

Es roch nach Weihrauch, den Hoffnungen und Tränen vergangener Jahrhunderte und in der Kapelle auch nach Tod. Was wohl Gott zu dem Frevel in seinem Haus sagte, an diesem würdevollen Ort, der schon während seiner Entstehung untrennbar mit dem Stolz und Leid so vieler Menschen verbunden gewesen war?

Ich zog das Handy aus der Tasche und verständigte die Rettungsleitstelle. Bis zum Eintreffen von Notarzt und Polizei, versprach ich der Beamtin am anderen Ende der Leitung, würde ich den Tatort gegen die Neugierigen abschirmen, die sich früher oder später zwangsläufig einfinden würden.

So leid es mir tat, aber Mona musste noch ein wenig länger warten.

»Ich kann hier nicht weg«, erklärte ich Mona eine halbe Stunde später, das Mobiltelefon erneut am Ohr. »Der Polizist, der

meine Zeugenaussage aufgenommen hat, möchte mir noch ein, zwei Fragen stellen.«

Ein weiteres Mal stand ich draußen vor der Seitentür des Doms, wo jetzt ein fürchterliches Gedränge herrschte. Ich hatte Mühe, mich zu verständigen, berichtete Mona aber dennoch in ein paar knappen Sätzen, was seit unserem letzten Gespräch geschehen war. Eigentlich hatte ich erwartet, dass sie mich anrufen würde. Aber sie hatte sich nicht wieder gemeldet, um zu fragen, wo ich so lange blieb.

Zwei Rettungs- und drei Streifenwagen standen am Straßenrand, auch ein Team von der Kripo und die Spezialisten von der Spurensicherung waren eingetroffen. Mehrere Polizisten versuchten, die vielen Passanten und Schaulustigen im Zaum zu halten. Manche drängten durch die eilig errichteten Absperrungen, andere hielten ihre Smartphones in die Höhe, um Fotos zu schießen oder ein Video zu drehen. Viele fragten auch einfach nur, was geschehen war.

»Alles paletti, bin schon fast beim Amtsgericht.« Mona schien gar nicht richtig zugehört zu haben.

Ich drängte mich durch die Menge, um mir ein ruhigeres Plätzchen zu suchen, während sie jetzt ihrerseits mit den letzten Neuigkeiten lossprudelte. Vor etwa zwanzig Minuten war Benedetta im »BellaDonna« erschienen, meiner Boutique für hochwertige Secondhandmode und italienische Designerkleidung, und hatte schließlich doch noch ihre Schicht angetreten. Ein wenig atemlos zwar, aber immerhin. Mona hatte sich den fälligen Anpfiff verkniffen und sich auf den Weg zum Anwalt gemacht, der sie in einem Büro im Amtsgericht erwartete.

»Hab ich das eben richtig verstanden – jemand wurde erschossen?«, fragte sie. »Ja, wer denn?«

»Ein Journalist, wie du, aber bei der ›Süddeutschen Zeitung‹ in München. Er war noch keine zweiunddreißig, *madonna*.«

Das alles hatte ich von Armin Hellweg erfahren, der meine Aussage aufgenommen hatte. Ich kannte ihn von meinen Besuchen in Paolos Büro, meinem Ex-Mann und Vincenzos Vater.

Paolo selbst, Hellwegs Vorgesetzter und Hauptkommissar bei der Kripo Regensburg, war zurzeit in Urlaub, ein Umstand, den ich begrüßte. Sonst hätte ich mir gewiss wieder einmal anhören müssen, wie unfassbar es sei, dass er ausgerechnet seine geschiedene Frau an *seinem* Tatort antreffe.

»Bei der ›SZ‹?«, fragte Mona. Sie war nebenberuflich als freie Mitarbeiterin für die hiesige »Mittelbayerische Zeitung« tätig. »Da kenne ich jemanden, ziemlich gut sogar. Der Jakob, der hat nämlich mit mir studiert, und ...«

»Jakob?«, unterbrach ich sie alarmiert. »Und wie noch?«

»Landauer.« Sie lachte. »Aber das wird ja wohl nicht der Tote im Dom sein, oder?«

»Doch. Genau so heißt er.«

Mona schnappte nach Luft. Dann murmelte sie etwas, offenbar stand sie vor der Tür des Anwalts, die gerade aufgegangen war. Sie versprach, sich später noch einmal bei mir zu melden, und legte auf.

»Sie können hier nicht durch«, quäkte eine aufgeregte Stimme neben mir. »Ich nehme die Personalien auf und ... Oh, verzeihen Sie, Herr Pfarrer.«

Der Angesprochene, seiner Kleidung nach ein hochgestellter Würdenträger der Diözese, quetschte sich durch die Lücke, die sich gerade zwischen mir und einer jungen Streifenpolizistin auftat, einer mittelgroßen Blondine mit Pickeln auf dem Kinn. Ich beneidete sie und ihre Kollegen nicht um ihre Arbeit. Sie mussten den Tatort sichern, mögliche Zeugen ausfindig machen, die Neugierigen ringsum in ihre Grenzen weisen – immer bemüht um den richtigen Ton.

Die Frau, die die Leiche gefunden hatte, wusste ich mittlerweile, hieß Karin Haavestedt und war Anfang fünfzig. Der Schock stand ihr noch ins Gesicht geschrieben. Sie war umringt von aufgeregten durcheinandersprechenden Menschen, vermutlich ihre Reisegruppe, ein Kegelverein aus Mönchengladbach.

Inzwischen kannte ich den Ablauf: Karin Haavestedt, fasziniert von der Pracht und ehrfurchteinflößenden Architektur

des Doms, hatte ihre Kegelgefährten aus den Augen verloren. Beim Anblick des Mannes hinter der Säule, der eine ähnliche Hose wie ihr Sitznachbar im Bus trug, eilte sie erleichtert auf ihn zu. Dann aber starrte sie auf sein blutverschmiertes Hemd und verlor fast schon an Ort und Stelle das Bewusstsein.

Bisher gab es keinen Hinweis auf den Täter. Niemand hatte etwas beobachtet, niemandem war etwas aufgefallen. Karin Haavestedt hatte zwar gemeint, einen leisen Knall gehört zu haben, in der Nähe des Hochaltars und kurz bevor sie den Toten entdeckte. Möglich, dass es sich dabei um einen Schuss handelte, aber die Orgelmusik habe das Geräusch fast über-tönt. Auf meine Frage, ob jemand aus der Sailer-Kapelle gekommen sei, hatte sie nur mit den Schultern gezuckt.

Die junge Polizistin sprach nun auch mich an. Meine Aussage, wurde ich belehrt, solle ich so schnell wie möglich zu Protokoll geben, »am besten sofort, also gleich im Anschluss, jedes Detail ist für uns wichtig, das haben Sie schon verstanden, oder?« Es schien ihr erster Einsatz bei einem Kapitalverbrechen zu sein.

Wenn wirklich Benedetta die Frau mit Pferdeschwanz und Käppi vor dem Dom gewesen war, überlegte ich, als die Polizistin sich entfernte, hatte sie nur wenige Minuten Zeit gehabt, um in die Pfarrergasse zu meinem Laden zu sausen und Mona abzulösen. Das hätte sie mühelos geschafft. So unzuverlässig Benedetta in vielerlei Hinsicht war, so sportlich war sie doch. Wenn sie vielleicht sogar im Dom auf ihrer Kirchenbesichtigungstour gewesen war – die Frau, die ich gesehen hatte, musste aus Richtung der Seitentür gekommen sein –, hatte sie vielleicht etwas Verdächtiges bemerkt.

Ich nahm mir vor, sie später darauf anzusprechen. Ich wollte ohnehin ein ernstes Wörtchen mit meiner flatterhaften Praktikantin aus Rom wechseln.

Das Firmenschild, vor dem ich eine Stunde später stand, war so unauffällig, dass ich fast daran vorbeigelaufen wäre. »Manfred Billich, Agency«, las ich auf einem nicht einmal handtellergroßen silbernen Schildchen. Von meinen Auftraggebern wusste ich jedoch, dass sich hinter der nichtssagenden Bezeichnung ein Kunsthändler verbarg, der mit Gemälden aller Art und Preisklassen handelte, ein ungewöhnlicher Umstand. Die meisten Händler spezialisierten sich auf eine oder mehrere Epochen.

Ich läutete.

Das vierstöckige Bürogebäude in einer Seitenstraße nahe beim Stobäusplatz, in dessen oberster Etage die Agentur residierte, war schlicht. Hinter der sandgelben Fassade verbargen sich ein Übersetzungsbüro für slawische Sprachen, eine Investmentfirma und zwei Bürogemeinschaften.

Der Türöffner surrte. Ich drückte gegen die Milchglastür und ging zum Aufzug.

An einem steingrau lackierten Empfangstresen begrüßte mich kurz darauf eine unerträglich dünne Frau, die mich mit ihrem spitzen Näschen und dem kurzen Haar in Rotblond an eine Spitzmaus erinnerte. Ihr Mienenspiel passte allerdings nicht zu diesem Bild. Ihr Lächeln war so herzlich, dass ich dachte, sie würde mir jeden Moment um den Hals fallen.

Mit einer einladenden Bewegung deutete sie auf die mit hellgrauem Stoff bespannte Sitzecke gegenüber dem Tresen, doch ich blieb stehen. Sie trug ein Headset und telefonierte gerade. Ihr Gesprächspartner war offenbar der Mitarbeiter einer Spedition namens »Rapid Transports«. In fließendem Englisch informierte sie ihn über die baldige Abholung einer Sendung aus dem firmeneigenen Lager außerhalb der Stadt.

»Mona Weber«, stellte ich mich vor, als sie auflegte.

Wenn ich nicht als Privatermittlerin in Erscheinung treten wollte, benutzte ich meist Monas Namen. Ihren alten Presseausweis, den sie mir zuliebe vor einiger Zeit als verloren gemeldet hatte, ließ ich heute allerdings in meiner Handtasche.

Nur kein Aufsehen erregen, lautete ja die Devise meiner Auftraggeber.

Ich erklärte, ich sei am Erwerb von Gemälden interessiert und wünsche, mit dem Inhaber der Agentur zu sprechen, was der Empfangsdame ein noch wärmeres Lächeln entlockte. Sie informierte ihren Chef telefonisch über mein Anliegen, führte mich in einen Besprechungsraum und bot mir Kaffee, Tee und Wasser an. Ich entschied mich für Letzteres.

Auch hier war die puristische Einrichtung vollständig in Grau gehalten, was wohl Exklusivität vermitteln sollte. Vier Stühle, ein runder Tisch, alles aus Designer-Plastik, dazu Flipchart und ein Sideboard mit Katalogen. An der Wand hingen moderne Drucke, die meisten mit kubistischen Darstellungen. Ein Geruch nach Orange lag in der Luft. Durch zwei gekippte Fenster drangen Verkehrsrauschen und das Geratter eines Presslufthammers herein. Der Ausblick auf die Jugendstilvillen mit ihren grünen Gärten und all dem architektonischen Charme, der typisch war für die Gegend am östlichen Rand der Innenstadt, entschädigte mich jedoch.

Die Mail, die Julius Kalterer mir versprochen hatte, war längst angekommen, inklusive Anhang. Die drei Gemälde, die ich für ihn und seine Frau ausfindig machen sollte, waren abstrakt und alle nach demselben Muster konzipiert: zwei Farbblöcke, die in der Mitte der Leinwand aufeinandertrafen, in Rot-Grün, Gelb-Blau, Lila-Orange. Die Farben waren frisch, die Konturen klar, die Gesamtwirkung ansprechend. Wenn mir jemand eines dieser jeweils einen auf anderthalb Meter großen Bilder geschenkt hätte, hätte ich es vielleicht sogar in meinem Zuhause aufgehängt. Das dafür nötige Kleingeld hatte ich allerdings nicht übrig. Meine Auftraggeber hatten mich ermächtigt, bis hunderttausend Euro zu bieten, ein Betrag, der mich nun, da ich die Fotos gesehen hatte, in Erstaunen versetzte.

Mein Honorar lag weit über meinem üblichen Satz. Dazu kamen die Spesen, die ich laut Julius Kalterers Worten gern

großzügig berechnen durfte. Im Gegenzug hatte ich ihm und seiner Frau versprechen müssen, ihren Namen aus allen Verhandlungen und dem hoffentlich baldigen Kaufabschluss herauszuhalten. Die Sache war nämlich die: Ich sollte keine fremden Bilder für sie erwerben, sondern diejenigen, die ihnen bis vor Kurzem noch gehört hatten.

Vor wenigen Tagen hatten sie die drei Gemälde an den Kunsthändler verkauft, in dessen Agentur ich jetzt saß. Rosina Kalterer, der die Werke nie so richtig gefallen hatten, hatte den Stein ins Rollen gebracht. Inzwischen aber, hatte mein Auftraggeber mir erklärt, bereue auch sie die übereilte Transaktion. Er hatte versucht, den Kunsthändler zu einem Rückkauf zu bewegen. Dieser hatte sich jedoch nicht darauf eingelassen.

Ich war keine Kunstkennerin, und natürlich wusste ich, dass es in der Sammlerszene einige schräge Vögel gab. Dennoch war mir der Umstand, dass das ehemalige Architektenpaar ausgerechnet mich mit dem Rückkauf beauftragt hatte, im ersten Moment als rätselhaft erschienen. Schließlich gab es in zig deutschen Großstädten reihenweise Ermittlungsbüros, die auf den Erwerb von Kunstgegenständen spezialisiert waren. Meine Auftraggeber wollten aber jemanden aus der Gegend, hatten sie betont, mit gutem Leumund und Fingerspitzengefühl. Vermutlich war ihnen die Angelegenheit einfach nur peinlich.

Die Tür ging auf. Der Mann, der hereintrat, passte ins Ambiente. Alles an ihm war blass, sein exquisiter Anzug in mattem Grau ebenso wie das Aussehen. Blick und Händedruck waren allerdings so euphorisch wie bei seiner Empfangsdame. Manfred Billich begrüßte mich wie eine langjährige Kundin, mit ausgesuchter Eloquenz und für meinen Geschmack ein wenig zu aufdringlich. Dann setzte er sich mir gegenüber und legte sein übergroßes Smartphone und ein Tablet vor sich hin.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte er geschäftsmäßig.
»Sind Sie an einer bestimmten Epoche interessiert?«

Ich gab vor, eine Freundin hätte mir kürzlich von drei

außergewöhnlichen Gemälden vorgeschwärmt, die ein ihr bekanntes Ehepaar verkaufen wolle. Als ich den Namen der Malerin – Agnes Vienna – nannte und die Bilder beschrieb, runzelte er die Stirn.

»Tja, und heute rufe ich meine Freundin an und muss erfahren, dass die drei Werke nicht mehr zu haben sind.« Mit indignierter Miene zupfte ich an meiner eleganten Marlene-Hose herum, die mich zusammen mit der smaragdgrünen Seidenbluse – alles von Valentino und natürlich aus der Secondhandabteilung meiner Boutique – hoffentlich als zahlungskräftige Kundin erscheinen ließ. »Zum Glück wusste sie, wer den Zuschlag bekommen hat. Wie viel verlangen Sie dafür?«

»Sie kommen leider zu spät.« Er faltete die für einen so schmal gebauten Mann erstaunlich derben Hände, nur um damit im nächsten Moment über das Display seines Tablets zu wischen. Er sprach reinstes Hochdeutsch mit norddeutscher Färbung. »Die Bilder sind schon weiterverkauft.«

Ich verdrehte die Augen. »Aber, es ist doch noch keine halbe Woche her, dass ...«

»Ja, tatsächlich, der Verkauf ist sehr schnell über die Bühne gegangen. Vor zwei Tagen, an einen guten Kunden.« Seine Finger glitten in schnellem Rhythmus über den Bildschirm. »Aber ich habe sicherlich etwas Ähnliches für Sie.«

»Das ist wirklich schade. Ich habe mich nämlich in die Bilder verliebt, buchstäblich, sie würden perfekt in das Entree unserer Villa passen. Wie heißt denn Ihr Kunde, wenn ich fragen darf?«

»Das dürfen Sie. Nur, eine Antwort dürfen Sie nicht erwarten. Diskretion ist einer der wichtigsten Grundsätze in meiner Firma.«

»Aber natürlich.« Ich nahm das Glas, das mir die Empfangsdame gebracht hatte, und trank einen Schluck. »Vielleicht kann ich Sie trotzdem noch erweichen? Glauben Sie mir, ich wäre genauso diskret wie Sie.«

Manfred Billich entgegnete nichts, sondern legte das Tablet

vor mich hin. Dann lachte er verlegen, schnappte es sich wieder und stand auf. Es war so schnell gegangen, dass ich nur einen flüchtigen Blick auf die Abbildungen hatte werfen können, beide so abstrakt wie die Bilder von Agnes Vienna.

»Das ist jetzt dumm, die sind ja auch schon nicht mehr im Haus.« Mit kummervoller Stirn wiegte er den eckigen Kopf hin und her. »Hm ... So auf die Schnelle ist das leider etwas schwierig.«

Er ging zum Sideboard, legte das Tablet ab und blätterte in einem Katalog, wobei er immer wieder seufzte. Ich strich mir eine meiner langen tizianroten Strähnen aus der Stirn und wartete.

Ein Piepston ertönte. Sein Seufzen wurde noch eine Spur intensiver. Er kam zum Tisch zurück und griff nach dem Mobiltelefon.

»Der nächste Termin«, sagte er. »Es ist mir wirklich peinlich, aber ohne Voranmeldung ist es bei uns leider immer ein wenig schwierig. Ich bringe Sie nach vorn und sage meiner Assistentin, sie möchte einen Termin für Sie vereinbaren. Dann nehme ich mir alle Zeit der Welt – in Ordnung, Frau Weber?«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mein Glas zu leeren und ihm zu folgen.

»*Buongiorno, Sandra Perugi. Le chiamo a causa dell'ultima consegna*«, sagte ich bald darauf mit verstellter Stimme in das Mikrofon meines Handys. Auf Deutsch, aber mit übertrieben italienischem Akzent fuhr ich fort: »Sandra Perugi, von ›Rapid Transports‹. I Sie rufe an wegen Abholung von die letzte Lieferung. Bin i dock ricktig bei die Agentur Billich?«

»Gerade noch, am Freitag machen wir immer früher Schluss«, antwortete Manfred Billichs Assistentin in scharfem Ton und zu meiner Überraschung in perfektem Italienisch.

»Ich habe doch gerade mit einem Kollegen von Ihnen telefoniert – was gibt's denn noch?«

Als ich vor zehn Minuten an ihr vorbeigegangen war, hatte sie in einer slawisch klingenden Sprache telefoniert, offenbar war sie ein Sprachenmultitalent. Und die guten Umgangsformen reservierte sie wohl nur für die Kunden.

»*Perfetto*«, sagte ich und fuhr auf Italienisch fort. »Das heißt, leider gar nicht gut, und eigentlich bin ich sowieso nicht zuständig. Ich rufe Sie nämlich aus Venezia an, unserer Filiale Italia-Nord.«

Sie schien etwas einwerfen zu wollen, aber ich ließ ihr keine Zeit und sprach in derselben Geschwindigkeit weiter wie eben.

»Gerade erhalte ich von einem unserer Fahrer nämlich die Info, dass er die falsche Ablieferadresse angefahren hat. *Allora*, und jetzt steht er vor dem Tor und weiß nicht weiter.«

»Aha. Und was wollen Sie jetzt von mir?«

»Die korrekte Zustelladresse.«

Für meine kleine Inszenierung hatte ich eigens meine italienische SIM-Karte ins Mobiltelefon eingelegt, die ich bei meinen Aufenthalten im Süden benutzte. Wenn ich von meiner deutschen Handynummer mit unterdrückter Nummer angerufen hätte, hätte ich gewiss ihren Argwohn geweckt.

»Das steht doch alles in den Frachtpapieren«, kam es genervt aus dem Hörer. »Kann Ihr Fahrer nicht lesen?«

»Kann er und hat er«, behauptete ich. »Aber nichts stimmt, weder der Empfängername noch die Adresse, *assolutamente niente*. Irgendjemand muss das falsch ausgefüllt haben. Außerdem, er ist Bulgare, tut sich schwer mit Deutsch, Italienisch geht gar nicht, und ...«

Ungeduldiges Schnauben. »Um welche Sendung geht es denn?«

Ein Lkw dröhnte in meinem Rücken vorbei. Ich war auf dem Weg zu meinem Wagen, für den ich vor dem Bürogebäude keinen Parkplatz gefunden hatte.

»Einen Moment bitte.« Ich schirmte den Hörer gegen den

Krach ab. »Die Abholung war vorgestern oder gestern. Wegen der Uhrzeit muss ich das Programm wechseln, das dauert leider immer ewig, aber ...« Ich machte eine Kunstpause. »Aber gerade sehe ich den Namen des Vorbesitzers. Kalterer, Julius Kalterer.«

»Wer hat denn das da reingeschrieben?« Dieses Mal pustete sie ins Telefon, hörbar genervt. »Die Bilder sind an Vittorio Rossignolo gegangen, das heißt an seine Firma, die ›Rossi-Immo-Service GmbH‹ in Straubing.« Sie hielt kurz inne. »Sicherheitshalber gebe ich Ihnen noch seine Privatadresse, am Freitagnachmittag haben die vielleicht schon zu. Die Sendung muss nämlich unbedingt heute noch zugestellt werden, verstanden?«

»Es tut mir wirklich leid, aber die Bilder befinden sich nicht mehr in meinem Besitz«, eröffnete Vittorio Rossignolo mir eine Stunde später auf Deutsch und nach der für einen Italiener ungewöhnlich knappen Begrüßung, jedoch mit ehrlichem Bedauern in der Stimme. »Ich habe sie verkauft.«

Ich lächelte und ließ mir meine Überraschung nicht anmerken. »Ich denke, Sie sind Sammler?«

»Das bin ich, und zwar mit Leidenschaft.«

Auch er lächelte, auf eine offene, charmante Art. Regelmäßige, blendend weiße Zähne kamen zum Vorschein, nur die eisblauen Augen wirkten seltsam unbeteiligt.

Bei der »Rossi-Immo-Service GmbH« schloss man die Bürotüren freitags tatsächlich schon früh. Dennoch war ich nach Straubing gefahren, einer etwa fünfzig Kilometer östlich von Regensburg gelegenen Kleinstadt in Niederbayern, in der Hoffnung, Vittorio Rossignolo in seinem Privathaus anzutreffen, das sich ebenfalls dort befand.

Wie immer war so kurz vor dem Wochenende auf der A 3 viel los gewesen. Zum üblichen Feierabend- und Pendlerverkehr kamen Urlauber aus anderen Bundesländern in bis unters Dach vollgepackten Pkws oder Wohnmobilen.

»Ich liebe die bildenden Künste, schon immer, meine Sammlung umfasst mehr als zweihundert Bilder«, fügte Vittorio Rossignolo ohne eine Spur von Überheblichkeit hinzu. »Normalerweise trenne ich mich nur ungern von einem Werk. Aber bei einem solchen Angebot konnte ich unmöglich Nein sagen. Noch dazu von einer so guten Freundin, wir kennen uns seit vielen Jahren. Sie verstehen das sicher – als Landsmännin.«

Er zwinkerte mir zu. Im Gegensatz zu mir sprach er Deutsch mit einem deutlich italienischen Akzent, jedoch fließend. Die

Unterhaltung in unserer gemeinsamen Muttersprache zu führen hatte er abgelehnt.

»Natürlich.« Ich seufzte. »Trotzdem bin ich jetzt sehr enttäuscht. Ob Sie mir wohl ein wenig mehr über Ihre Freundin verraten könnten? Vielleicht würde sie mir die Bilder ja überlassen – gegen eine entsprechende Summe, versteht sich.«

Vittorio Rossignolo sah aus, wie man sich einen Italiener vorstellte. Höchstens eins siebzig groß, schlank und schmal gebaut. Sein längliches Gesicht zierte ein winziges Kinnbärtchen, die Form seiner römischen Nase konnte man nur als aristokratisch bezeichnen. Seine Haut hatte einen goldenen Bronzeton. Das pechschwarze, vielleicht schulterlange Haar hatte er am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden.

»Sehr unwahrscheinlich«, sagte er. »Sie arbeitet für ein renommiertes Museum in Italien, so viel kann ich immerhin verraten. Alle Kunstschatze, die sie im Auftrag des Museums erwirbt, werden langfristig in die Bestände aufgenommen.«

Wir saßen uns in seinem Haus auf zwei ausladenden Sofas gegenüber, in einem sonnendurchfluteten Raum, der so groß war, dass ich ihn mir als Bankettsaal hätte vorstellen können. Das Mobiliar bestand aus spiegelglattem Metall, schneeweißem Leder oder Glas, überall blitzte und funkelte es. Riesige Zimmerpflanzen standen wie Inseln mitten in dem klimatisierten Raum, die einzige Wand – vom Boden bis zur Decke reichende, durchweg geschlossene Glastüren ersetzten die restlichen drei Wände – zierte abstrakte Gemälde und Drucke in stilvollen Rahmen.

»Wenn Sie mir den Namen Ihrer Freundin trotzdem nennen möchten«, beharrte ich und zwinkerte ebenfalls, »würde ich das natürlich vertraulich behandeln.«

»Meine liebe Signora di Santosa, was denken Sie von mir?«

Der Blick seiner klaren Augen bohrte sich in meine, während er sich bekreuzigte, eine Geste, die ich aus dem Süden zwar zur Genüge kannte, von einem so jungen Mann jedoch nicht erwartet hätte. Ich schätzte ihn auf höchstens Anfang

dreißig. Ein leichter Duft nach Tabak und Leder umgab ihn, untermalt von einem Hauch Zimt.

»Meine Freundin würde kein Wort mehr mit mir wechseln, zu Recht, muss ich sagen«, fuhr er kopfschüttelnd fort. »Und das«, sein Ton klang nun fast empört, »wollen Sie doch sicher nicht, oder?«

Trotz seiner Haar- und Barttracht, die ihm eine extravagante, wenn nicht gar flippige Note verlieh, wirkte alles an ihm bis ins kleinste Detail solide und durchgestylt. Angefangen von den perfekt manikürten Händen bis zu den fast zierlichen Füßen, die in Budapestern aus feinstem Leder steckten. Zu schwarzen Jeans, der Passform nach zu schließen von Dolce & Gabbana, trug er ein eng anliegendes Hemd in Limettengelb.

Ich neigte den Kopf, trank einen Schluck *caffè* und blickte hinaus in den Garten.

Jenseits einer weitläufigen Terrasse aus Holzbohlen glänzte ein meerblauer Pool, umgeben von meterhohen Palmen und Bananenstauden, so vielen, dass der Eindruck eines exotischen Waldes entstand. Dahinter erstreckten sich ausgedehnte Grünflächen, von mächtigen Kastanienbäumen umstanden, bis zu einer hohen Mauer. Zwischen den Bäumen lagen sorgsam getrimmte Buchshecken, ein Pavillon und mehrere Häuschen, vielleicht eine Sauna und Aufbewahrungsmöglichkeiten für Gartenmöbel und -gerätschaften.

Bisher war ich einer Hausangestellten begegnet, sie hatte mich in den Empfangsraum gebracht und Kaffee und Wasser serviert, und zwei Männern in schwarzen Anzügen. Der eine, der Pförtner, hatte sich an der Einfahrt nach dem Grund meines Besuches erkundigt und vor dem telefonischen Okay seines Arbeitgebers sogar meinen Ausweis sehen wollen. Er hatte mich so finster gemustert, dass ich anstelle von Monas Ausweis meinen eigenen hervorgezogen hatte. Der andere Mann, ein großer Blonder und wohl eher ein Sekretär, war mit einem Notebook und Computerausdrucken aus einem Büro gekommen, als die Bedienstete mich durch die Eingangshalle führte.

»Mir ist nicht ganz klar, woher Sie eigentlich meinen Namen haben«, sagte Vittorio Rossignolo, nun wieder in seinem lockeren Plauderton, der nicht zu seinen kalten Augen passen wollte. »Sie sind auch Sammlerin, sagten Sie?«

»Ja, und wie Sie mit Leidenschaft.« Wieder lächelte ich arglos und nippte an meinem *caffè*. »Was meine Insiderinformationen angeht – Sie werden gewiss verstehen, dass auch ich meine Quellen habe.«

Mein Gastgeber hob die wie gerade Striche geformten kohlrabenschwarzen Augenbrauen und nickte fast unmerklich. Auf dem Glastischchen zwischen uns, sicher ein Designerstück, hatte das Dienstmädchen auch für ihn Wasser und Kaffee bereitgestellt. Im Gegensatz zu mir hatte er bisher jedoch nichts davon angerührt.

»Ihre Objekte dort sind sehr interessant.« Ich deutete auf die Gemälde an der Wand und legte mir eine Formulierung zurecht, mit der ich mich hoffentlich nicht völlig blamierte. »Vor allem das kleine Gelbe in Acryl. Diese Linien, sehr beeindruckend, es wirkt so ursprünglich und dynamisch.«

Nun strahlte er. »Mein absoluter Liebling. Gunnar Pálsson, ein noch weitgehend unbekannter Künstler aus Island, ein echter Geheimtipp.«

Ich nickte anerkennend, schlug ein Bein übers andere und betrachtete das Werk noch interessierter.

Das Eis in seinen Augen schien endlich zu schmelzen. »Sammeln Sie nur, oder verkaufen Sie auch?«

Seine Frage überraschte mich. »Ersteres. Warum?«

»Nun, ich bin immer auf der Suche nach neuen Werken, das da drüben ist ja nur ein kleiner Teil meiner Sammlung. Meine wertvollsten *quadri* hängen im Obergeschoss, meine ... Wie sagt man noch mal für ›Bild‹? ›Gemälde‹, ist das das richtige Wort?«

Ich bejahte und fragte ein zweites Mal, ob er die Unterhaltung vielleicht doch lieber in unserer gemeinsamen Muttersprache fortführen wolle.

»Das ist sehr freundlich, Signora, aber ich muss üben. Wenn man in einem fremden Land lebt, muss man die Sprache sprechen. Das gebietet der Respekt gegenüber den Menschen, gegenüber der Kultur.«

»Ihr Deutsch ist perfekt.«

»*Grazie mille.*« Erneut erschien dieses charmante Lächeln auf seinem Gesicht, das seine Augen jedoch wieder nicht erreichte. »Trotzdem bei Weitem nicht so gut wie das Ihre.«

Ich erklärte, dass ich, obwohl in der Toskana aufgewachsen, schließlich nur zu einem Viertel Italienerin war. »Wo haben Sie Deutsch so gut zu sprechen gelernt?«

»In Mailand, ich stamme von dort.«

Das erklärte seine mitunter kurz angebundene Art. Die Norditaliener waren seit jeher bekannt für ihre schnelle Rede-weise und die zackigen Umgangsformen.

»Eine wundervolle Stadt«, sagte ich und lobte den berühmten Dom ebenso wie die noblen Einkaufspassagen mit den Boutiquen der *alta moda*. Als ich ihn fragen wollte, was ihn veranlasst hatte, eine Stadt wie Mailand zu verlassen, klopfte es an der Tür.

»*Pronto*«, rief Vittorio Rossignolo.

Während er sich in formvollendetem Ton für die Störung entschuldigte, trat der große Blonde ein, der mir in der Eingangshalle begegnet war. Mit raschen Schritten kam er näher, blieb hinter dem Sofa stehen, auf dem Vittorio Rossignolo saß, beugte sich zu ihm hinunter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Mein Gastgeber lauschte, warf mir einen schnellen Blick zu, raunte ein paar Worte zurück.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte er dann wie zu Beginn unseres Gesprächs und wieder mit ehrlichem Bedauern in der Stimme. »Aber die Pflicht ruft. Als Unternehmer ist man ja praktisch immer im Einsatz.«

»Kein Problem, ich kenne das, ich bin auch selbstständig.« Ich stand auf. »Lassen Sie sich von mir nicht aufhalten, Signor Rossignolo.«

Dem Pförtner hatte ich neben meinem Ausweis eine der Visitenkarten gereicht, die mich als Inhaberin des »BellaDonna« auswiesen. Meine zweite Einkunftsquelle war im Internet zwar mühelos in Erfahrung zu bringen, aber ich wollte Vittorio Rossignolo nicht mit der Nase darauf stoßen.

Er nestelte am Kragen seines Hemds, als wollte er noch etwas sagen, erhob sich dann aber ebenfalls. Sein Blick fiel auf meine Tasse, die noch halb voll war.

»Trinken Sie bitte in Ruhe aus, kein Grund zur Eile.« Er reichte mir eine kühle Hand und machte eine Kopfbewegung zu dem Blondem, der sich nicht von der Stelle bewegt hatte. »Massimo bringt Sie zum Ausgang. Ja, dann bleibt mir nur noch, Ihnen einen schönen Tag zu wünschen – *buona giornata, signora di Santosa*.«

Als ich bald darauf auf das Tor zufuhr, das von Kameras überwacht wurde und fast zwei Meter hoch war, trat der Pförtner aus seinem Glashäuschen. Mit unmissverständlicher Geste bedeutete er mir zu warten, während das Tor zur Seite glitt. Dann ging er hinaus auf die Zufahrtsstraße, warf einen Blick nach rechts und links und winkte mich hinaus. Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken und gab Gas.

Am Himmel zeigte sich kaum ein Wölkchen. Ich kurbelte das Fenster herunter, trockene Sommerhitze drang in das ohnehin bis zur Unerträglichkeit aufgeheizte Auto. Wie so oft wünschte ich mir eine Klimaanlage für meinen Uralt-Maserati, der um diese Jahreszeit nur mit seinen wuchtigen Formen in satten Bordeauxrot, den cognacbraunen Lederbezügen und dem vollklingenden Motor punkten konnte.

Mein Weg führte mich an der Mauer entlang, die an die drei Meter hoch war und das komplette Grundstück einfasste. Auf der anderen Straßenseite reihten sich lange verblühte Holunderhecken aneinander. Die Getreidefelder dahinter, an deren Begrenzungstreifen kaum eine Kornblume wuchs, geschweige denn grünes Gras, waren schon abgeerntet. Seit

Anfang Mai hatte es keine drei Mal geregnet. Angesichts der monatelangen Dürre fühlte ich mich fast wie in meiner alten Heimat, wo zu dieser Zeit auch alles auf irgendeine Art braun war. Der Klimawandel machte eben auch vor dem beschaulichen Niederbayern nicht halt.

Vittorio Rossignolos Anwesen lag auf einer Anhöhe und zwei, drei Kilometer außerhalb von Straubing. Es gab nur wenige Nachbarhäuser, die meisten davon einsam gelegene, große Bauernhöfe, die typisch waren für den Gäuboden, wie man die im Donautal gelegene Gegend hier nannte. Das Wohnhaus hinter der schier endlosen Mauer, ein ultramoderner, zweistöckiger Flachbau riesigen Ausmaßes in sorgsam aufeinander abgestimmten Rottönen, war von der Straße aus nicht zu sehen.

Als ich am Fuß des Hügels angelangt war und auf die Stadt zuhielt, dachte ich über Manfred Billich und seine Agentur nach. Ich verstand nicht, warum er die drei Bilder an Vittorio Rossignolos Firma geschickt hatte, ein Immobilienunternehmen, wie ich im Internet gesehen hatte. Wäre es nicht sinnvoller gewesen, sie direkt an die Privatadresse liefern zu lassen?

Vittorio Rossignolos Firma schien gut zu laufen. Vielleicht stammte er auch aus reichem Hause. Wie sonst hätte er sich eine zweihundert Stück umfassende Gemäldesammlung und ein so luxuriöses wie gut bewachtes Domizil leisten können?

Ich überlegte, wie ich weiter vorgehen sollte. Wenn der smarte Unternehmer mir nichts über die neue Eigentümerin der drei Bilder verraten wollte, würde ich mich wohl am besten in seiner Firma umhören, natürlich inkognito. Es war jedoch schon Viertel nach fünf und das Büro ohnehin längst geschlossen. Meine Ermittlungen hatten Zeit bis Montag, mein Privatleben nicht.

Ich hatte noch die Einkäufe zu erledigen, für die ich tagsüber wieder einmal keine Gelegenheit gehabt hatte, und zu Hause den üblichen Kleinkram. Anschließend würde ich mir einen entspannten Abend gönnen. Maximilian hatte versprochen, spätestens um acht zu Hause zu sein.

Benedetta fiel mir ein. Im Zuge der Aufregung im Dom und meiner anschließenden Nachforschungen hatte ich sie ganz vergessen. Ich musste dringend ein ernstes Wort mit ihr reden.

Seit bald vier Jahren bezog ich zwar mein Haupteinkommen aus meinem kleinen Büro für private Ermittlungen, aber dennoch war die Boutique nach wie vor ein wichtiges finanzielles Standbein für mich. Wenn Mona, meine einzige feste Angestellte, zu einem dringenden Termin musste und keine unserer Aushilfen verfügbar war, blieb mir nichts anderes übrig, als selbst einzuspringen. Und Benedetta wusste genau, was es für mich bedeutete, wenn sie sich nicht an ihren Dienstplan hielt.